

UTE GERHARD

INTERDISZIPLINARITÄT – UNVERZICHTBAR FÜR GENDER STUDIES UND GESCHLECHTERPOLITIK?

**ANNÄHERUNG UND GRENZÜBERSCHREITUNG: KONVERGENZEN GESTEN VERORTUNGEN
SONDERBAND 1 DER SCHRIFTEN DES ESSENER KOLLEGS FÜR GESCHLECHTERFORSCHUNG
(HG.) ILSE MODELMOG, DIANA LENGERSDORF, MONA MOTAKEF
2008, DIGITALE PUBLIKATION
DRUCKAUSGABE: ISSN 1617-0571**

**DER SONDERBAND DER SCHRIFTENREIHE IST URHEBERRECHTLICH GESCHÜTZT. ALLE RECHTE
BLEIBEN VORBEHALTEN. JEDE VERWERTUNG AUßERHALB DER ENGEN GRENZEN DES URHE-
BERRECHTSGESETZES IST UNZULÄSSIG UND STRAFBAR.**

Interdisziplinarität – Unverzichtbar für Gender Studies und Geschlechterpolitik?¹

Die Interdisziplinarität der Frauen- und Geschlechterforschung wird seit ihren neuen Anfängen im Zuge der Frauenbewegung der 1970er Jahre ebenso häufig als programmatische Kennmarke wie als immer wieder zum Scheitern verurteilter Anspruch gehandelt. In dem die verschiedenen Positionen nach wie vor treffenden und klugen Dialog von Gudrun-Axeli Knapp und Hilge Landwehr in der Zeitschrift *L'Homme* aus dem Jahr 1995 über „Interdisziplinarität in der Frauenforschung“ (Knapp/Landwehr 1995) werden das Für und Wider, die Schwierigkeiten und Visionen, die sich an ein auf Interdisziplinarität gegründetes, feministisches Wissenschaftsverständnis knüpfen, gegenübergestellt und diskutiert. Dies war eine Anregung zum Weiterdenken vor mehr als zehn Jahren. Aber wie verhalten wir uns heute dazu, in einer Zeit, in der gewisse Institutionalisierungserfolge, die in der Etablierung einer zunehmenden Zahl von Zentren für Frauen- und Geschlechterforschung zum Ausdruck kommen, uns die Chance eröffnen, im Zuge des europäischen Universitätsreform curricula-re Festlegungen zu treffen?

Einmal abgesehen davon, ob solche Festlegungen erwünscht, ja, mit unserem Anspruch auf verändernde Kritik vereinbar sind, scheint es nun unvermeidlich zu sein, Farbe zu bekennen und uns endlich zu entscheiden, ob wir Gender Studies als eigenes Fach oder Disziplin im universitären Fächerkanon etablieren oder ob wir – wohl in interdisziplinärer Kooperation, also im anregenden Austausch mit anderen Fächern – unsere wissenschaftlichen Erkenntnisse, Methoden und Kritik auf dem festen Grund der jeweiligen Einzelwissenschaften anerkannt wissen wollen. Dabei

¹ Der Beitrag geht auf eine Veröffentlichung im Dokumentationsband des Cornelia Goethe Centrums zurück: Mechthild Bereswill/Marianne Schmidtbaur (Hg.) (2006): *Interdisziplinarität und Praxisbezug*. Frankfurt am Main.

gibt es neben dieser Alternative auch noch ein Drittes, ein curriculares Konzept, in dem es darum geht, Frauen- und Geschlechterstudien als ein Feld oder Fach zu etablieren, das durch seine Gegenstands- und Problembeschreibung abgesteckt ist. Es kann und muss sich unterschiedlicher theoretischer und methodischer Ansätze bedienen, darf aber – darauf kommt es mir an – trotzdem die Einübung in und Auseinandersetzung mit den Disziplinen nicht vernachlässigen. Wie wir diese Auseinandersetzung mit den Wissenschaften, ihrer Organisation in bestimmte Fächer, mit ihren Fragestellungen und Methoden, in denen sich eine bestimmte Geschlechterordnung und damit auch Macht- und Herrschaftsverhältnisse abbilden, konkret betreiben, d.h. als Studium und Lehre organisieren, erfordert eine Klärung zumal dann, wenn im Zuge der Modularisierung des Lehrangebots Interdisziplinarität das „Kernprofil“ in den Studienprogrammen von Gender Studies bilden soll. Zugleich bedarf es einer Verständigung über die Terminologie, da unterschiedliche Konzepte von Interdisziplinarität bzw. Trans- oder Multi-Disziplinarität in Mode sind, worunter jede möglicherweise anderes versteht.

Im Folgenden möchte ich nach einer Verständigung über den Anspruch auf Interdisziplinarität (1.) unter 2. die verwendeten Terminologien und die Frage diskutieren, wie sinnvoll das Konzept der Frauen- und Geschlechterstudien als eigenes Fach oder Disziplin meines Erachtens ist. Im 3. Punkt wird mit der Frage nach dem Wozu der *Gender Studies* notwendigerweise auch der Praxisbezug zur Sprache kommen.

Interdisziplinarität als Anspruch und Kennzeichen

In ihrem Dialog aus dem Jahr 1995 erinnern Gudrun-Axeli Knapp und Hilge Landwehr an die ersten Charakterisierungen von Frauenforschung, beispielsweise an eine Rede von Gisela Bock auf der ersten Berliner Sommeruniversität, die sich 1976 dem Thema ‚Frauen und Wissenschaft‘ gestellt hatte. Darin heißt es:

„Eine Frauenwissenschaft muss interdisziplinär sein: denn eine einzelne Wissenschaft oder Methode reicht nicht aus, unsere Fragen zu beantworten. Aber auch das Zusammenwirken verschiedener Fachrichtungen bleibt abstrakt, wird sie nicht auf eine bestimmte Praxis bezogen“ (Bock 1977: 18).

So schlicht diese Forderung heute klingen mag, sie entsprach einer forschungspraktischen und systematisch noch immer bedeutsamen Erkenntnis, wonach die Geschlechterprobleme nur durch Überschreiten, ja, Durchbrechen der disziplinären Grenzbeziehungen angemessen zu analysieren sind. Das nächstliegende Beispiel ist der doppelte „weibliche Lebenszusammenhang“ (Prokop 1976), der durch widersprüchliche Anforderungen zweier unterschiedlich strukturierter Lebensbereiche gekennzeichnet ist. Bei der Ausdifferenzierung dieser Lebens- und Gegenstandsbereiche in Fachgebiete, zum Beispiel in den sog. Bindestrich-Soziologien, ist das Dauerproblem der Un-Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit nicht einmal zu erkennen, geschweige denn zu lösen. Die Analyse der „doppelten Vergesellschaftung“ der Frau gehört seitdem zum Kern feministischen Theoretisierens und Forschens (Delphy 1985: 57; Becker-Schmidt/Knapp 2000).² Mit der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung als Dreh- und Angelpunkt der Geschlechterordnung korrespondiert eine andere Dichotomie, die systematische Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit oder zwischen Persönlichem und Politischem, die in der bürgerlichen und modernen Gesellschaft als Platzanweiser für männliche und weibliche Sphären, Handlungsmöglichkeiten, Zuständigkeiten und Rechte fungiert. Die Dichotomisierung von Privatheit und Öffentlichkeiten, die in der Moderne mit Normierungen, insbesondere einer Codierung der Geschlechterverhältnisse und grundsätzlichen sozialen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten verbunden ist, war und ist Anlass und Fokus einer Fülle von Analysen und Erkenntnissen der Frauen- und Geschlechterordnung. Feministische Forschung, die diese Trennung, aber auch Privatheit nicht aufheben, jedoch die Grenzbeziehungen neu definieren, Grenzverschiebungen ermöglichen will, hat mit der Analyse einer Vielfalt sich überlagernder Öffentlichkeiten das Wissen um den Zusammenhang von symbolischen Ordnungen, Herrschaftssicherung und Handlungsfähigkeit der

² Schon in den früheren, für die feministische Theoriebildung wie Empirie Bahn brechenden Arbeiten von Becker-Schmidt et al. ist das Konzept „doppelter Vergesellschaftung“ durchbuchstabiert worden, vgl. z.B. Becker-Schmidt et al. (1982) und Becker-Schmidt et al. (1983).

Einzelnen erheblich erweitert.³ Sie bewegt sich damit interdisziplinär wie international auf einem nach wie vor ebenso anspruchsvollen wie produktiven Forschungsfeld.

Die „disziplinierte Disziplinlosigkeit“, von der in den Anfängen der Frauenforschung die Rede war, erwies sich also als Ansporn zum Querdenken, zu Theorie- und Methodeninnovation und zu fächerübergreifender Kooperation in Forschung und Lehre. Damit ist über die Schwierigkeiten interdisziplinärer Forschung noch nichts gesagt, aber auch nicht berücksichtigt, dass diese Kennzeichnung wohl grundsätzlich auf wissenschaftliche Innovationen und die Eröffnung neuer Forschungsfelder und Disziplinen zutrifft. Was an feministischer Forschung und Lehre jedoch immer wieder irritiert, ist ihr Anspruch, nicht nur wissenschaftlich innovativ zu sein, neue Gegenstandsbereiche zu erschließen, sondern auch politisch auf die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse und ihrer Institutionen, auch der Universität und des Wissenschaftsbetriebes zu zielen. Wie weit dies durch einen *feminist turn* der Wissenschaft oder *academic turn* des Feminismus (vgl. Hark 2005) inzwischen partiell gelungen ist, ja, überhaupt gelingen kann oder sollte, ist ein weites Feld mit zweiseitigen Erfahrungen und widersprüchlichen Auskünften.⁴ Der stete Verdacht, wonach der Weg in die Institution von vornherein als Anpassung und Kooptation zu brandmarken ist, war nicht nur in der westdeutschen Frauenbewegung, sondern auch unter den Linken Kern des Dogmas von politischer Autonomie – ganz im Gegensatz etwa zum Pragmatismus der Amerikanerinnen oder auch der Skandinavierinnen – und hat lange Zeit nicht nur die Umgangs- und Kommunikationsformen in der Frauenbewegung bestimmt, sondern auch die politischen Einwirkungsmöglichkeiten teilweise erheblich behindert und begrenzt. Um wie viel ris-

³ Vgl. die Anträge und Arbeiten im Graduierten-Kolleg „Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung“ der Universitäten Frankfurt/Main und Kassel: www.uni-kassel.de/iag-fg/grako/

⁴ In diesem Kontext hat sich mir eine persönlich traumatische Erfahrung eingepreßt: Ich werde nie vergessen, wie ich, 1987 gerade nach Frankfurt berufen, vor das Frauen- und Lesbenplenum der Frankfurter Universität geladen wurde, um mich dafür zu rechtfertigen, dass ich nun angeblich nicht mehr zur Frauenbewegung, sondern zur anderen Seite, der Institution Universität gehörte. Es gab glücklicherweise kluge Freundinnen, die mich damit trösteten, dass ich keineswegs allen revolutionären Erwartungen gleichzeitig gerecht werden könne.

kanter aber wäre die Indienstnahme kritischer Frauen- und Geschlechterforschung in konkrete, durchaus kontroverse feministische Politiken. Und wer vermag schließlich zu beurteilen, wann die Teilnahme am wissenschaftlichen Diskurs, vielleicht eine gewisse Aufmerksamkeit für ihre Erkenntnisse in der Scientific Community als wissenschaftspolitischer Erfolg oder als Anpassung bzw. Kooptation zu bewerten ist? Die Wissenschaftlerin, die sich gegen alle Klischees und Vorbehalte als Feministin versteht und aus intellektueller Einsicht und politischer Leidenschaft in der „Wissenschaft als Beruf“ die Rolle übernimmt, immer wieder den Status quo gesellschaftlicher Verhältnisse in Frage zu stellen, herrschenden Begrifflichkeiten und Wissensbeständen zu misstrauen und die Einübung in Kritik zu ihrer Aufgabe zu machen, erfährt alltäglich die Ambivalenz von Ausschluss und Einschluss, von Marginalisierung durch Besonderung und kommt gar nicht umhin, in den „Mühen der Ebene“ ihren eigenen Standort immer wieder kritisch zu reflektieren. Insofern agiert sie ganz in Sinne der Kritischen Theorie, als deren wichtigste Grundhaltung Theodor W. Adorno den Studierenden in seiner „Einleitung in die Soziologie“ einschärft: dass je mehr man von der Gesellschaft verstehe, es für einen – oder eine – um so schwerer wird, in dieser Gesellschaft sich nützlich zu machen (Adorno 1993: 13). Dabei kann und sollte die sich als Feministin verstehende Wissenschaftlerin es in der Praxis akademischer Forschung und Lehre nicht vermeiden, Standpunkte zu vertreten und ihre Perspektive zu verteidigen, weshalb bei der Beurteilung von Texten aber auch zu berücksichtigen ist, in welchen Kontext sie gesprochen, an welche Adressaten sie gerichtet sind. Hilge Landwehr kennzeichnet dies als Rücksicht auf die „rhetorische Situation der Frauenforschung“. Folglich ist zu fragen, „wer spricht mit welcher Textsorte wo zu wem über welche Sache?“ (Knapp/Landwehr 1995: 22). Zweifellos verändert sich jeder und jede in diesen Auseinandersetzungen, wird möglicherweise auch von den institutionellen Privilegien, den Zugang zu Ressourcen oder den Möglichkeiten der Intervention korumpiert. Doch sie bleibt trotz allem notorisch Außenseiterin und bedarf angesichts der Vielfalt der Anforderungen eher der Solidarität Gleichgesinnter als des steten Ver-

dachts politischer Unzuverlässigkeit und wissenschaftlicher Mimikry.⁵

Nancy Fraser leitet ihren Essayband „Widerspenstige Praktiken“ mit einer Apologie für „akademische Radikale“ ein, wenn sie aus ihrer amerikanischen Erfahrung um Verständnis wirbt:

„Die Radikalen im Wissenschaftsbetrieb sind dem Druck konkurrierender und gegensätzlicher Erwartungen ausgesetzt. Wir haben tatsächlich mehrere unterschiedliche und miteinander unvereinbare Erwartungen verinnerlicht. Und wir erleben wirklich Identitätskonflikte, wenn wir versuchen, gleichzeitig auf verschiedenen Hochzeiten zu tanzen.⁶ Gleichwohl sollten wir nicht unverzüglich in den Chor derer einstimmen, die auf ...[sie] einprägen. Ungeachtet der wirklichen Widersprüche des Lebens ist die radikale Wissenschaftlerin nicht schon an sich ein Widerspruch“ (Fraser 1994: 9, Hervorheb. i. Orig.).

Judith Stacey, die mehrfach die feministischen Grenzüberschreitungen im Hinblick speziell auf ihr Fach, die Soziologie, reflektiert hat (vgl. Stacey/Thorne 1985; Stacey 1995), erkennt mittlerweile in den meisten human- und sozialwissenschaftlichen Fächern in den USA „erstaunliche Erfolge“ feministischer Wissenschaftlerinnen, die in wohlwollender Kollegialität und Anerkennung innerhalb traditioneller Fächer zum Ausdruck kommen. Sie sieht darin aber auch die Gefahr, dass diese Anerkennung „unserer Kritik die Schärfe nehmen könnte“ und beharrt darauf, „ihre eigene intellektuelle Identität als zunehmend marginal zur ‚real existierenden Soziologie‘“ zu empfinden (Stacey 1995: 41f.).

Soweit die Erfahrungen einzelner Wissenschaftlerinnen, die mir vertraut sind, weil sie immer wieder die Widersprüche, aber auch das noch nicht überwundene Gefühl der Marginalität, der Halbheiten und Teilerfolge thematisieren. Was heißt das aber für Gender Studies, vor allem in der Lehre, und für ihren Anspruch

⁵ Auch aus diesem Grund ist die Einrichtung von wissenschaftlichen Zentren der Frauen- und Geschlechterforschung nicht nur wissenschaftlich produktiv und intellektuell anregend, sondern auch für die Beteiligten eine unentbehrliche Ressource gegenseitiger Unterstützung und Freundschaft, die im Alltag eines an männlichen Riten orientierten Wissenschaftsbetriebes unentbehrlich sind zur Durchsetzung feministischer Projekte, so meine Erfahrung im Cornelia Goethe Centrum der Universität Frankfurt.

⁶ Im Englischen: „verschiedene Hüte zu tragen“, m.E. ein passenderes Bild.

auf Interdisziplinarität? Bietet deshalb die Anerkennung als Fach oder eigene Disziplin einen Ausweg aus dem Dilemma?

Frauen- und Geschlechterstudien als eigenes Fach oder Disziplin

„Gerade wenn feministisch orientierte Forschung auf eine kritische Transformation der Wissenschaften insgesamt und nicht auf eine additive Ergänzung zum gängigen Wissenschaftskanon abzielt, darf sie sich nicht als eigenständige (nun mehr inter-disziplinäre) Disziplin institutionalisieren“.

so Hilge Landwehr im Dialog von 1995, denn sie ist der festen Überzeugung, dass mit der eigenständigen „interdisziplinären Ansiedlung von Frauen- und Geschlechterforschung in der Wissenschaftslandschaft kein Terrain, sondern nur ein Zaunplatz gewonnen“ wäre (Knapp/Landwehr 1995: 23). Tatsächlich wird diese Befürchtung durch Erfahrungen feministischer Wissenschaftlerinnen in den Niederlanden gestützt. Gerade weil die Niederländerinnen so frühzeitig eigene Departments für Frauenstudien eingerichtet hatten, war es im Zuge radikaler Einsparungen in den 1990er Jahren ein Leichtes, das Nachlassen des studentischen Interesses an dieser akademischen und beruflichen Qualifikation zum Anlass für die Schließung der Studiengänge *Gender Studies* zu nehmen. Nun sollte der erleichterte politische Zugriff auf das Fach nicht als einziges Argument herhalten. Bevor entschieden werden kann, ob bei der curricularen Planung die Geschlechter-Studien als eigenes Fach zu konzeptualisieren sind, und ob es gescheiter ist, kritisch-feministische Module in die jeweiligen Disziplinen zu integrieren, ist immer noch unklar, was unter Interdisziplinarität zu verstehen ist oder ob eine andere Terminologie, etwa der Begriff der Transdisziplinarität vorzuziehen wäre.

Wie oben schon erwähnt, stehen im Grunde drei Optionen zur Debatte: Die Begründung einer eigenen Disziplin, die sich transdisziplinär verortet; die Integration der Geschlechterperspektive und der daraus sich ergebenden Fragestellungen in die einzelnen Disziplinen oder die Organisation von Interdisziplinarität zwischen den verschiedenen Fächern zur Beschreibung eines Gegenstandsbereiches in der Lehre bzw. eines Forschungsfeldes.

Möglicherweise ist diese Dreiteilung jedoch bereits unpräzise wegen der anscheinend beliebigen Verwendung der Begriffe Disziplin oder Fach und wird zudem in der aktuellen Curriculumplanung durch den Auftrag zur Modularisierung überholt. Gleichviel, mit der Begründung einer Disziplin oder auch eines Faches wird im Wissenschaftsbetrieb der Anspruch auf einen Paradigmenwechsel, auf Eigenständigkeit und Anerkennung ihrer Innovationen verstärkt und zugleich behauptet, dass mit den Erkenntnis- und Zugangsweisen der anderen Disziplinen die Geschlechterverhältnisse und Geschlechterdifferenzen nicht angemessen zu analysieren sind. Dies ist eine starke Position, die im Wissenschaftsbetrieb durchaus erstrebenswert wäre. Mir stellt sich nur die Frage, ob dieses Ziel eher mit der Kennzeichnung als transdisziplinär oder interdisziplinär durchzusetzen ist.

Wenn ich meine Lateinkenntnisse zu Hilfe nehme, bedeutet „trans“ ein „über“, „oberhalb“ oder „jenseits“ der Disziplinen, demnach verstünde Frauen- und Geschlechterforschung sich mit ihrem Grundsatz, die Kategorie Geschlecht ins Zentrum all ihrer kritischen Analysen zu rücken und also die Geschlechterperspektive in alle Fächer und Fragestellungen zu integrieren, als eine „Über-Wissenschaft“ oder Leitwissenschaft wie einst die Philosophie, die sich als „Königin“ der Wissenschaften begriff. Tatsächlich kann das inzwischen breite Gerüst feministischer Theoriebildung, insbesondere ihre epistemologische Radikalität, die selbst die Leitkategorie Geschlecht zu (de)konstruieren lernte, sowie der hohe Grad methodisch angeleiteter Selbstreflexion und -kritik zu einer eigenen, neuen wissenschaftlichen Identität verleiten. Doch zugleich ist mit dieser „Über-heblichkeit“ eine Hierarchisierung und Normierung angelegt, die der kritischen Stoßrichtung gegen Privilegierung, Allmacht und Herrschaftswissen widerspricht und zudem der Vielfalt und innovativen Sprengkraft nicht gerecht wird, die Frauenstudien innerhalb und unter Zuhilfenahme der verschiedensten Ansätze, wissenschafts- und erkenntnistheoretischer Positionen, Theorien und Methodologien der verschiedensten Disziplinen bewiesen haben. Das Ausweichen auf Transdisziplinarität erinnert mich an die Auseinandersetzung über die „Methodischen Postulate zur Frauenforschung“ von Maria Mies (1978), die in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung jahrelang diskutiert, letztlich aber am Essentialismusvorwurf und dem Einwand scheitern mussten, dass die Frauenforschung kei-

ne spezifisch feministischen Methoden brauche, sondern Methoden anwenden müsse, die dem besonderen Forschungsgegenstand angemessen sind (vgl. hierzu Diezinger et al. 1994). Dieser Vorbehalt schmälert keineswegs den besonderen Beitrag feministischer Wissenschaftlerinnen zur Generierung epistemologischer und methodologischer Erkenntnisse oder zur Verbesserung etwa der Methoden qualitativer Sozialforschung (vgl. nur zum Beispiel Becker-Schmidt/Bilden 1995), noch weniger den Reichtum empirischer und analytischer Forschung und den Fundus neuer Erkenntnisse, mit dem aus der Geschlechterperspektive bisheriges Wissen und die verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen transformiert und grundlegend erweitert wurden (vgl. z.B. Bührmann/Diezinger/Metz-Göckel 2000; Althoff/Bereswill/Riegraf 2000; Hark 2001). Es spricht also nichts gegen ein Fach, Module oder Forschungszentren für Frauen- und Geschlechterforschung, ganz im Gegenteil. Ich argumentiere nur gegen ihre transdisziplinäre Verortung oder eine theoretische Konzeption, die meint, Disziplinen ignorieren zu können. Stattdessen plädiere ich dafür, Geschlecht als Analysekatgorie in alle Wissens- und Gegenstandsbereiche von Forschung und Lehre einzuführen und aus dieser Perspektive Wissenschafts-, Methoden- und Erkenntniskritik zu üben und gleichzeitig Geschlechterforschung als interdisziplinäres Studienfach und Forschungsfeld zu verankern. Dies ist für alle Beteiligten immer wieder eine doppelte Herausforderung: Es geht zum einen darum, innerhalb einer jeweils gewählten Disziplin Gender-Wissen zu erwerben und an feministischer Theorie geübte Kritik formulieren zu können. Zum anderen gewinnt die Geschlechterforschung ihr kritisches Potential aus der Grenzüberschreitung von disziplinären Sichtweisen und Zwängen und bedarf zur Profilierung und Vermittlung ihrer Erkenntnisse und Vorgehensweisen der interdisziplinären Kooperation. Das ist auch für Studierende immer eine doppelte Anstrengung, denn es bedeutet, sich sowohl in die besonderen Anforderungen eines anderen Faches einzuarbeiten, als auch das mittlerweile breite Spektrum feministischer Theorien und Erkenntnisweisen sowie die Ergebnisse feministischer Forschung mit ihren Schwerpunktsetzungen zu den Gegenstandsbereichen, in denen Geschlechterverhältnisse, Differenzen, Ungleichheit und/oder Ungerechtigkeit ebenso wie Identitätsbildung und soziale und kulturelle Praktiken und Bewegungen im Zentrum stehen, anzueignen. Dies sind vorwiegend Beispiele aus sozialwissenschaftlicher Perspektive. Doch

über die wichtigsten Gegenstandsbereiche feministischer Lehre und Forschung ist auch interdisziplinär in der Regel leicht ein Konsens zu finden, da sie sich tatsächlich aus existentiellen und aktuellen Problemstellungen ergeben. Worauf es mir jedoch ankommt, ist, bei aller Lehrplanung für Gender Studies auch Module zum Erwerb disziplinärer Kompetenzen und ihrer Kritik in den verschiedenen Fächern vorzusehen. Denn diese Kompetenz stellt sich nicht automatisch her, ist nicht allein den Vertretern der etablierten Fächer zu überlassen.

In den Anfängen, als es noch keine Frauenseminare oder spezifische Veranstaltungen zur Geschlechterforschung im Lehrplan gab, kamen alle Beteiligten nicht umhin, sich in ihren jeweiligen Disziplinen zu behaupten und zugleich an ihnen zu zweifeln. Mir selbst ging es so: Im Studium der Jurisprudenz schien ich mit meinem Erkenntnisinteresse, was und warum etwas rechtens ist, angesichts einer allen Eigensinn ausschließenden Rechtsdogmatik völlig fehl am Platze zu sein. Ich belegte auch Seminare in Soziologie, um dahinter zu kommen, welche gesellschaftlichen Verhältnisse für die Institutionen des Rechts und die so genannten herrschende Meinung verantwortlich seien, und merkte sehr bald, dass mir zur Einsicht in das Gewordensein der Verhältnisse auch die Kenntnis der historischen Entwicklung, der Geschichte und die Fähigkeit zur Interpretation ihrer Quellen fehlte. Doch in allen drei Disziplinen kam ich selbst mit meinen Fragen nicht vor, gelang es mir noch am ehesten in der Soziologie, die eigene Position, – wir sprechen heute post-poststrukturalistisch von dem „Ensemble von Subjektpositionen“ (vgl. Mouffe 1992), als Set verschiedener Rollen und die eigenen Handlungsmöglichkeiten/die Erwartungen der anderen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Strukturen zu reflektieren. Das Soziale nur durch das Soziale und damit als Veränderbares zu erklären, diese genuin soziologische Denkweise schien einen Ansatzpunkt zu bieten. Und es ist nicht von ungefähr, dass die ersten Schritte zur Etablierung von Frauenstudien im Bereich der Sozialwissenschaften möglich wurden. Doch auch in meinem Fall bedurfte es erst einer Studentenrevolte und neuer Reformuniversitäten, vor allem aber einer Frauenbewegung, um das Knäuel verschiedener disziplinärer Erkundungen zu einer Dissertation zu bündeln, in der sich die Kenntnis juristischer Diskurse, der Sozialgeschichte der Familie und der Frauenarbeit zu einer Gesellschaftsanalyse einer be-

stimmten Epoche verbinden ließ, die zugleich eine Geschlechtergeschichte über „Verhältnisse und Verhinderungen“ war (Gerhard 1978).

Die Sorge, dass sich das Studium der Geschlechterverhältnisse heute dank des elaborierten Wissenskanons feministischer Theorien möglicherweise zu sehr von der Auseinandersetzung mit den übrigen Disziplinen und zugleich von den Alltagsproblemen einzelner, Gruppen oder Mehrheiten entfernen könnte, speist sich aus der Tatsache, dass Studierende im Fach Gender Studies mit seiner Etablierung und Normalisierung nicht erst den Umweg über eine andere Disziplin oder eine persönliche (Unrechts-) Erfahrung – in den Anfängen hieß dies „Betroffenheit“ – machen müssen. Das ist gut so, auch dass man/frau Frauenstudien betreiben kann, ohne Feministin zu sein. Gleichwohl geht damit der Geschlechterforschung eine Zielsetzung und eine Vision verloren, die als treibende Kraft sozialer Bewegungen und als persönliches Motiv gegen Widerstände und Machtspiele immunisieren kann.

Das Wozu von *Gender Studies* – der Praxisbezug

Nun wissen wir aus zahlreichen Lebensberichten und empirischen Untersuchungen, dass die intensive Auseinandersetzung mit Geschlechterfragen, mit den Strukturen der Ungleichheit und Praktiken des alltäglichen *doing gender*, sei es beruflich oder studienhalber, die Sichtweise auf die Welt verändert und oft genug auch eher konservative Zeitgenossinnen zur Feministin werden lässt. Das ist insbesondere für Frauen- oder Gleichstellungsbeauftragte belegt, die von ihren Parteien eher als Alibi in diese Funktionen gedrängt wurden, um dann entweder zu scheitern oder politische Verbündete zu suchen und unterstützende Frauen-Netzwerke zu bilden (vgl. Rudolph/Schirmer 2004). Aber auch jüngere Wissenschaftlerinnen bestehen inzwischen darauf, dass frau nicht aus der Frauenbewegung kommen oder an ihr teilhaben muss, um Feministin zu sein, sondern ebenso die intellektuelle Auseinandersetzung mit den beharrlichen politischen und sozialen Strukturen im Geschlechterverhältnis zur Feministin macht. Diese „eher intellektuelle und kognitive als emotionale oder identifikatorische Sozialisation ist auch heute nicht nur

möglich, sondern notwendig“, betont Paula-Irene Villa als eine Vertreterin ihrer Generation (Villa 2003: 279). Hierin liegen noch immer die politische Bedeutung und der praktische Nutzen von Frauenstudien/Gender Studies als akademisches Lehr- und Lernprogramm. Das heißt, Feminismus und feministische Wissenschaften sind nicht nur ein politisches, sondern auch ein pädagogisches Projekt (Hanssen 2001). Denn Gender Studies und die Einführung in feministische Perspektiven eröffnen neue Denkmöglichkeiten, setzen neue Maßstäbe und ermutigen zum Ernstnehmen der eigenen Erfahrungen. Sie sind eine stete Herausforderung, die bisherigen Erkenntnisse in Frage zu stellen, fordern auf zur Einmischung in die Verhältnisse und zur Veränderung des Status quo. Frau wird nicht unbedingt glücklicher, ist aber besser vorbereitet auf das Leben in Differenz und Ungleichheit und lernt sich zu behaupten, das eigene Leben zu gestalten. Diese sehr positive Bilanz zieht die von der Europäischen Union geförderte, vergleichende Studie „Employment and Women’s Studies: The Impact of Women’s Studies Training on Women’s Employment“ aus neun Ländern, an der das Cornelia Goethe Centrum beteiligt war (Griffin 2004). Danach sind Frauen- und Geschlechterstudien keineswegs nur eine Schule der Bewusstseinsbildung und politischen Aufklärung, sondern vermitteln neben den besonderen Einblicken in die Geschlechterverhältnisse als gesellschaftliche Verhältnisse, neben der Schulung zur Selbstreflexion und Gesellschaftskritik auch persönliche und wissenschaftliche Schlüsselqualifikationen, die nach übereinstimmender Einschätzung der Absolventinnen berufliche Chancen eröffnen und entscheidenden Einfluss auf ihre Berufswege haben.

Wenn dies tatsächlich mit Hilfe der Etablierung von Gender Studies im Curriculum der Universitäten europaweit gelingen soll, dann sind allerdings auch die Inhalte, die Gegenstandsbereiche und Forschungsfragen von großer Bedeutung. Dann kommt es darauf an, Vermittlungsformen und pädagogische Konzepte zu entwickeln, in denen sich feministische Studien und Theorien interdisziplinär und international im Streit um Differenz und in der Auseinandersetzung mit Herrschaftswissen, Macht, Ungleichheiten und Ungerechtigkeit bewähren. Bei allem Bemühen wäre mir aber wichtig, dass sich diese Aufgabenstellungen nicht zu weit von den Alltagsproblemen und Erfahrungen von Frauen

entfernen und ihre Ergebnisse für eine Mehrheit vernünftiger Menschen verständlich bleiben.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1993): Einleitung in die Soziologie. Frankfurt.
- Althoff, Martina/Bereswill, Mechthild/Riegraf, Birgit (Hg.) (2000): Methodologische Erörterungen. Feministische Traditionen, Konzepte, Dispute. Opladen.
- Becker-Schmidt, Regina/Brandes-Erlhoff, Uta/Karrer, Marva et al. (1982): Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie. Studie zum Projekt „Probleme lohnabhängig arbeitender Mütter“. Bonn.
- Becker-Schmidt, Regina/Bilden, Helga (1995): Impulse für die qualitative Sozialforschung. In: Flick, Uwe et al. (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Weinheim, 23-30.
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (2000): Feministische Theorien zur Einführung. Hamburg.
- Bock, Gisela (1977): Frauenbewegung und Frauenuniversität. In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.): Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen – Juli 1976. Berlin, 15-22.
- Bührmann, Andrea/Diezinger, Angelika/Metz-Göckel, Sigrid (Hg.) (2000): Einführung in die Frauen- und Geschlechterforschung. Arbeit, Sozialisation, Geschlecht. Opladen.
- Dephy, Christine (1985): Der Hauptfeind. In: Schwarzer, Alice (Hg): Lohn: Liebe. Zum Wert der Frauenarbeit. Frankfurt, 149-171.
- Diezinger, Angelika/Kitzer, Hedwig/Anker, Ingrid et al. (Hg.) (1994): Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung. Freiburg.
- Fraser, Nancy (1994): Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht. Frankfurt.
- Gerhard, Ute (1978): Verhältnisse und Verhinderungen: Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Frankfurt.
- Griffin, Gabriele (Hg.) (2004): Employment, Equal Opportunities and Women's Studies. Königstein.
- Hanssen, Beatrice (2001): Was ist aus der feministischen Theorie geworden? In: Mouffe, Chantal/Trinks, Jürgen (Hg.): Feministische Perspektiven. Wien, 23-74.

- Hark, Sabine (Hg.) (2001): Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie. Opladen.
- Hark, Sabine (2005): Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt.
- Knapp, Gudrun-Axeli/Landweer, Hilge (1995): „Interdisziplinarität“ in der Frauenforschung. Ein Dialog. In: L'Homme 6 (2), 6-38.
- Mies, Maria (1978): Methodische Postulate zur Frauenforschung - dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 1, 41-63.
- Mouffe, Chantal (1992): Feminism, Citizenship and Radical Democracy Politics. In: Butler, Judith/Scott, Joan W. (Hg.): Feminists Theorize the Political. New York, 369-384.
- Prokop, Ulrike (1976): Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche. Frankfurt.
- Rudolph, Clarissa/Schrimer, Uta (2004): Gestalten oder Verwalten? Kommunale Frauenpolitik zwischen Verrechtlichung, Modernisierung und Frauenbewegung. Wiesbaden.
- Stacy, Judith (1995): Den Fächern untreu. Eine feministische Grenzüberschreitung. In: L'Homme 6, 39-58.
- Stacey, Judith/Thorne, Barrie (1985): Feministische Revolution in der Soziologie? Ein Vergleich feministischer Ansätze in der Geschichte, Literaturwissenschaft, Anthropologie und Soziologie in den USA. In: Feministische Studien 4 (2), 118-130.
- Villa, Paula-Irene (2003): Woran erkennen wir eine Feministin? Polemische und programmatische Gedanken zur Politisierung von Erfahrungen. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Achsen der Differenz. Münster, 266-285.